Das Kriegsbrot.

Während der Kriegszeit sollen zum Brotbacken dem Weizenmehl zehn Prozent Roggenmehl und dem Roggenmehl mindestens fünf Prozent Kartoffelmehl zugesetzt werden, um unsere Vorräte zu „strecken". Unter normalen Verhältnissen würde diese Vorschrift natürlich eine Verbilligung des Brotes bedeuten, denn Weizenmehl ist teurer als Roggenmehl und Roggenmehl teurer als Kartoffelmehl. Da jedoch Höchstpreise für Kartoffeln noch nicht überall bestehen, ist es kein Wunder, daß der Preis für Kartoffelmehl plötzlich gestiegen ist und im Kleinhandel jetzt schon beinahe den Weizenmehlpreis erreicht hat. An eine Brotverbilligung ist unter diesen Umständen natürlich nicht zu denken, sie ist auch wohl nicht beabsichtigt; es fragt sich nur, ob eine Verschlechterung in bezug auf Geschmack und Nährwert mit der neuen Verordnung verbunden ist. — Was den Geschmack anbelangt, so wissen wir, daß über ihn nicht zu streiten ist, so daß ein Urteil über das neue Brot in dieser Beziehung je nach Herkunft und Gewohnheit des Verbrauchers schwanken wird. Auf den Zusatz von Roggenmehl zum Weizenbrot hätten wohl viele gern verzichtet, besonders die Bevölkerung im Westen und Südwesten des Reiches. Wer gewohnt ist, entweder nur Weißbrot oder nur derbes Schwarzbrot zu essen, wird das Kriegsgemisch langweilig und charakterlos im Geschmack finden. Wenn behauptet wird, man schmecke den Roggenmehlzusatz zum Weißbrot nicht, so gilt das nicht für alle Zungen. Den Zusatz des Kartoffelmehls wird man ebenfalls spüren, wenn er mehr als fünf Prozent beträgt, aber das werden alle Freunde eines sogenannten feinen Roggenbrotes nur als angenehm empfinden. Vielleicht wäre es manchem erwünscht, wenn dem Weizenmehl anstatt des Roggenmehls Kartoffelmehl zugesetzt würde, denn in der Feinbäckerei verwendet man seit jeher Kartoffelmehl mit gutem Erfolg und für die Hausbäckerei gibt es ganz ausgezeichnete Rezepte für Kartoffelkuchen.

In manchen Gegenden pflegt man dem Brotteig ein paar geriebene Kartoffeln zuzusetzen. Das Brot erhält dadurch eine angenehme Lockerheit und soll sehr gut schmecken. Starker Zusatz gekochter Kartoffeln gibt dem Brot jedoch eine „klantschige" oder „schleistige" Beschaffenheit, die daher rührt, daß das Brot unausgebacken bleibt, wodurch es schwerer verdaulich wird. Schon ein übermäßiger Zusatz von Kartoffelmehl zum Brot verhindert das Ausbacken. Eine „Verfälschung" des Brotes durch Kartoffelmehl erkennt man nämlich daran, daß das Brot feucht ist, unausgebacken und nicht altbacken wird. Wenn also die Bäcker keine neuen Backmethoden finden, ist der Kartoffelmehlzusatz begrenzt; gelingt es aber, ein gut durchgebackenes Brot mit viel Kartoffelmehl herzustellen, so wäre das nicht ohne wirtschaftliche Bedeutung, unter Umständen auch in Friedenszeiten, wenn die Preise für Kartoffelmehl niedrig sind und wenn der Deklarationszwang bestehen bleibt. Die Nahrungsmittelchemiker werden dann schon neue Wege finden, um Verfälschungen zu erkennen, die natürlich dann vorliegen, wenn der Zusatz von Kartoffelmehl verheimlicht wird. — In Oesterreich soll ein Kriegsbrot hergestellt werden, das aus 70 Proz. Roggen- oder Weizenmehl und 30 Proz. Gersten-, Mais- oder Kartoffelmehl besteht. Die Semmeln hingegen bleiben unverändert. In dieser Verordnung ist Rücksicht auf den süddeutschen Geschmack genommen, während die deutsche Verordnung offenbar den östlichen oder mitteldeutschen Gewohnheiten entspricht. Wie der Zusatz von Gersten- und Maismehl schmecken wird, entzieht sich unserer Beurteilung. Aber in den gegenwärtigen schweren Zeiten kommt es in erster Linie nicht allzusehr auf den Wohlgeschmack an, sondern auf die ausreichende und nicht zu teure Ernährung des gesamten Volkes. Darum ist die Frage nach dem Nährwert des Kriegsbrotes bei weitem wichtiger als die Geschmacksfrage, besonders auch deswegen, weil Reis und Hülsenfrüchte im Preise steigen und mit der Zeit vielleicht vom Markte verschwinden, soweit sie aus dem feindlichen Ausland eingeführt werden.

Kartoffelmehl, als reines Stärkemehl ist in seiner chemischen Zusammensetzung und Verdaulichkeit der Weizen- und Roggenstärke völlig gleichwertig. Die Minderwertigkeit gegenüber dem Mehl besteht lediglich darin, daß dem Kartoffelmehl das Pflanzeneiweiß fast vollständig fehlt. Wenn der Eiweißbedarf des Körpers durch Fleisch, Eier, Milch und Hülsenfrüchte neben dem Brot gedeckt werden kann, spielt der Zusatz von Kartoffelmehl natürlich gar keine Rolle, wohl aber, wenn die eiweißhaltigen Nahrungsmittel knapp werden. Die Grasfrüchte, zu denen auch unser Getreide gehört, sind sehr eiweißhaltig; durchschneiden wir ein Roggen- oder Weizenkorn, und betrachten den Schnitt bei schwacher mikroskopischer Vergrößerung, so lassen sich im wesentlichen drei Schichten erkennen, eine äußere harte Schicht, die Frucht- und Samenschale, eine mittlere, aus fast quadratischen Zellen bestehende Kleberschicht und der Stärkekörper. Die Zellen des letzteren enthalten neben den Stärkekörnern das Pflanzeneiweiß oder den Kleber, der sich in verschiedener Hinsicht vom Kleber der erwähnten Kleberschicht unterscheidet. Der zermahlene Stärkekern liefert allein das Mehl, während die Schale und die Kleberschicht als Kleie abgesondert werden. Nur das ganz schwarze Brot, das aus sogenannten Ganzmehlen hergestellt wird, enthält Kleie, und demnach auch die Kleberzellen. Man sollte also meinen, daß dieses Brot ganz besonders nahrhaft ist. Aber nach der Ansicht der meisten Sachverständigen wird das Eiweiß der Kleberschicht nicht ausgenutzt und verläßt den Darm wie die Zellulose der Frucht- und Samenschale unverdaut. Wenn dem Schwarzbrot trotzdem das Wort geredet wird, so deshalb, weil auch unverdauliche Substanz durch Anregung der Darmtätigkeit nützlich sein kann. Auch ist nachgewiesen worden, daß das Schrotbrot den Zähnen bekömmlicher ist als feines Brot. Wem übrigens das Kommißbrot oder die anderen Schwarzbrote nicht gefallen, ist auch in Kriegszeiten nicht gezwungen, es zu essen, denn die Vorschrift, aus dem Korn fünf Prozent mehr Mehl zu mahlen als in Friedenszeiten, fällt nicht ins Gewicht, weil jetzt schon aus gutem Korn die verlangte Ausbeute von 75 Proz. für Weizen und 70 Proz. für Roggen erreicht werden kann. Kartoffeln enthalten nur sehr wenig Eiweiß, und zwar nicht in Form von Kleber, sondern als kleine Kristalle, die sich besonders in den Zellen dicht unter der Schale befinden. Beim Schälen der Kartoffeln gehen diese eiweißhaltigen Zellen zum größten Teil verloren, weshalb denn auch Pellkartoffeln eiweißreicher sind als geschälte. Für die Bäckerei ist aber vor allem das Fehlen des Klebers wichtig, weil gerade der Klebergehalt des Mehles seine Backfähigkeit bedingt.

Man hat ohne Frage das Eiweißbedürfnis des Körpers überschätzt, aber selbst der dänische Arzt Hindhede, dessen wissenschaftliche Anschauungen durch vieljährige Beobachtungen am eigenen Leibe unterstützt werden, verlangt etwa 60 Gramm Eiweiß für den Tag. Hindhede versucht nachzuweisen, daß der Mensch im allgemeinen viel zu teuer lebt, daß er zuviel Eiweiß verbraucht und daß es gleichgültig ist, ob das unbedingt notwendige Eiweiß tierischer oder pflanzlicher Herkunft ist. Für ihn kommt es darauf an, daß man täglich die notwendigen „Kalorien" zu sich nimmt. Unter einer Kalorie versteht man die Wärmemenge, die nötig ist, um ein Liter Wasser um einen Grad Celsius zu erwärmen. Der erwachsene Mensch braucht nun täglich 2500 Kalorien, das heißt, er muß soviel Nahrungsmittel zu sich nehmen, daß die Wärme, die durch Verbrennen dieser Nahrung erzeugt wird, ausreicht, um 25 Liter Wasser von Null Grad zum Kochen zu bringen. Der Kalorienwert eines jeden Nahrungsmittels ist festzustellen, so daß es sehr einfach ist, sich seinen Speisezettel nach Kalorienwerten zusammenzusetzen. Ein Gramm Eiweiß enthält z. B. 4,1 Kalorien, ebenso ein Gramm Stärke, während ein Gramm Fett 9,3 Kalorien enthält. Die Zugrundelegung des Kalorienwertes für die Ernährung erklärt sich daraus, daß zur Aufrechthaltung des Lebens unser Körper mit Heizmaterial versehen werden muß, wie die Maschine mit Kohlen. Wäre also nur für die Heizung zu sorgen, so könnten die Kalorien auf die notwendige Höhe durch Verwendung beliebigen Heizmaterials gebracht werden, da aber der Körper auch ständig von neuem aufgebaut werden muß, so hat man seine Zusammensetzung zu berücksichtigen, darf also nicht nur Stärke und Fett essen, sondern muß auch Eiweiß und Salze zuführen. Aus diesem Grunde ist es also nicht gleichgültig, die Frage zu erörtern, ob das Brot mehr oder weniger eiweißhaltig ist.

Von der Sorge, das richtige Verhältnis zwischen Eiweiß und anderen Nahrungsmitteln zu wählen, sind vollkommen frei nur die Organismen, die ausschließlich auf anorganische Nahrung angewiesen sind, und das sind allein die grünen Pflanzen. Sie leben lediglich von der Luft, dem Wasser und den Bodensalzen, und bereiten sich ihre Eiweißstoffe und Stärke selbst. Diese besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, also drei Elementen, die sich in der Kohlensäure der Luft und im Wasser finden. In den grünen Blättern werden nun die drei Elemente mit Hilfe der Sonne zu Zucker und Stärke verarbeitet. Die Umwandlung der Stärke in Zucker und des Zuckers in Stärke ist ein täglicher Vorgang in der Pflanze und wird mit Hilfe eines Fermentes oder Enzymes, der Diastase, ausgeführt. Der Umwandlungsprozeß muß darum so leicht vor sich gehen, weil sonst die Stärke nicht in die Knollen, Wurzeln oder Samen abgeführt werden könnte. Denn nur flüssige Stoffe durchdringen die Zellwände, die festen Stärkekörner vermögen nicht hindurch zu gelangen, und sie selbst sind nicht in Wasser oder im Zellsaft löslich. Die in den Knollen und Samen aufgespeicherte Stärke dient dazu, die jungen Keimlinge im nächsten Jahre solange zu ernähren, bis sie selbst wieder soweit herangewachsen sind, um sich selbst erhalten zu können. Die Diastase, die aus Stärke Zucker machen kann, stirbt nicht beim Mahlen des Getreides, — nur Hitze macht sie Wirkungslos —, sondern sie behält ihre Wirksamkeit selbst noch im Mehl. Es ist eine jedem Müller bekannte Tatsache, daß das Mehl erst „reifen" muß, bevor es backfähig wird. Das Reifen des Mehles besteht in der Hauptsache darin, daß gärungsfähiger Zucker gebildet wird, was nur mit Hilfe der Diastase möglich ist. Würde das Mehl nämlich keinen Zucker enthalten, so würde der Teig nicht aufgehen, wenn man ihm Hefe zusetzt. Die Hefe ist ein einzelliger Pilz, der imstande ist, aus Zucker Alkohol und Kohlensäure zu bilden; das wirksame Mittel ist auch hier wieder ein Enzym, die „Zymase". Seit etlichen Jahren wissen wir durch Buchner, daß die Gärung durch Hefe nicht an das Leben des Pilzes gebunden ist. Das Aufgehen des Teiges beruht also darin, daß die sich entwickelnde Kohlensäure den Teig auftreibt; der Alkohol geht dann bei der Erhitzung aus dem Brotteig heraus. Im Sauerteig, der beim Schwarzbrotbacken verwendet wird, ist das Wirksame ebenfalls die Hefe, die neben der Hefe im Sauerteig befindlichen Bakterien geben dem Brot nur den säuerlichen Geschmack. Anstatt der Hefe verwendet man in der Kuchenbäckerei vielfach sogenannte Backpulver, die in der Regel aus doppeltkohlensaurem Natron und Weinsäure bestehen. Hier vertreibt die Weinsäure aus dem Natron die Kohlensäure auf rein chemische Weise, also ohne Enzymwirkung. Für die Brotbäckerei zieht man aber Hefe vor, wahrscheinlich deshalb, weil die Kohlensäureentwickelung dann eine gleichmäßigere ist und den zähen Teig besser durchdringen kann. Die Steigfähigkeit des Mehles hängt nun nicht allein von der Zuckergegenwart ab, sondern auch wieder vom Kleber. Aus diesem Grunde schon läßt sich also aus reinem Kartoffelmehl kein Brot backen. Vielleicht gelingt es einmal, durch Kleberzusatz das Kartoffelmehl backfähig zu machen, aber da nur der Weizenkleber sich mit Wasser auswaschen läßt, so würde man den Weizen auf keinen Fall entbehren können.

Dr. W.

Das Dirnenwesen im Kriege.

Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat kürzlich eine öffentliche Mahnung erlassen, Maßnahmen gegen die im Kriege erfahrungsgemäß gefährlich anschwellenden geschlechtlichen Erkrankungen zu treffen. Die deutsche Kriegssanitätsordnung von 1878 sieht schon gewisse Ueberwachungsmaßregeln vor. Bei der jetzigen Mobilmachung ging man in großen Städten äußerst streng gegen die Prostitution vor, ohne verhindern zu können, daß in nicht wenigen Fällen Soldaten einstweilen in den Lazaretten zurückbleiben mußten. Es mag übertrieben sein wenn ein Fachmann behauptet, daß in Kriegszeiten durch das Gift geschlechtlicher Ansteckung eine größere Anzahl von Streitern kampfunfähig gemacht wird, als durch die Kugel des Feindes. Aber A. Töplitz, dem wir eine große wissenschaftliche Arbeit über die venerischen Krankheiten in den Armeen verdanken, hat auch durch das Steigen der Erkrankungsziffer im deutsch-französischen Kriege 1870/71 die Erfahrung bestätigt gefunden, „daß Kriegsschauplätze einen üppigen Nährboden für venerische Krankheiten bilden und deren Wucherung vortrefflichen Vorschub leisten". Im Chinakreuzzug von 1900 waren beim deutschen Kontingent der Zugang an Geschlechtskranken achtmal größer als in der Heimat, so daß dann während der Besetzung Bordelle unter militärärztlicher Kontrolle eingerichtet wurden. Solche Militärbordelle haben ganz offiziell die Japaner im russisch-japanischen Kriege mit sich geführt, ebenso die Engländer im Burenkriege, die für diesen Zweck französische Dirnen — die „French lady" — verwandten. Die Zeiten wüster Dirnenromantik, da die Masse der Frauen und ihres Anhangs die Zahl der Soldaten ums Mehrfache überstieg, sind freilich für immer vorüber; nur die Russen haben sich auch in dieser Hinsicht noch nicht von der alten Zeitrechnung getrennt: Im russisch-japanischen Kriege folgten ganze Schwärme von Dirnen dem russischen Heere, und die Großfürsten sollen bis jetzt nicht von der Gewohnheit lassen, Harems mitzuschleppen. Aber die Reizungen des Krieges lassen auch heute noch den Soldaten leicht zum Opfer unvorsichtigen Verkehrs werden, besonders in den, durch die furchtbaren unmittelbaren Anforderungen des Krieges minder berührten Etappenstationen und okkupierten Plätzen. Doch ist der erstarrende Ernst und die blutige Strenge des heutigen Krieges in seinem innersten, fast abstrakten Wesen unverträglich und fremd mit jenem durch die Jahrtausende hindurch lärmenden und raufenden erotischen Lagergetümmel, in dem zwischen den Waffen, im verwegenen Spiel mit dem Tode und der Not das Leben seine Rechte forderte und in zügellosen Ausschweifungen sich vertobte; in dem aber auch die arme, mit jeder Arbeit bepackte und jeder Gefahr und Mißhandlung ausgesetzte Dirne ein Stück wie immer verwilderten, dennoch ergreifenden Menschlichkeit in die rauhe Barbarei brachte — nicht zu Unrecht in ungezählten Liedern echter Volkskunst poetisch verklärt. Heute findet nur noch die melancholische, zugleich ein wenig bittere und zärt-

---

10]

Menschenopfer.

Von Tadayoshi Sakurai.

Inzwischen verloren wir den Weg; wir konnten Wuchia-fang nicht finden, sondern gerieten plötzlich ins Stabsquartier der 9. Division. Wir sahen den General Oshima, den Kommandeur derselben, trotz der warmen Jahreszeit in seine schwarze Winteruniform gekleidet, um seine Hüfte einen seidenen „Obi" (Gürtel) geschlungen, an dem ein langes japanisches Schwert hing. Beim Anblick des tapferen Generals fühlten wir uns in die Sphäre des Wunderbaren versetzt. Als seine Division Paulung-shan besetzte, stand, wie man erzählt, General Oshima an der Spitze seiner Armee, selbst die einzige dunkle Scheibe für den Schuß des Feindes bietend, und versuchte, auf diese Weise seinen Leuten Mut und Selbstvertrauen einzuflößen. Ich fragte einen Generalstabsoffizier nach dem Weg, und unsere Kompagnie schwenkte nach der rechten Richtung ein. Indessen konnten wir den richtigen Platz nicht finden; auf erneutes Fragen wurden wir nach rechts gewiesen. Als wir nach rechts gingen, wurden wir nach unserem Ausgangspunkt zurückgeschickt; wir wußten überhaupt nicht, wohin wir uns wenden sollten. Um 1 Uhr sollten wir in unserer Bereitstellung sein; es war jetzt nur noch wenig vor dieser Zeit. Wenn es uns nicht gelingen sollte, zur rechten Zeit auf dem Sammelplatz zu erscheinen, so hätten wir uns blamiert. Und wir mußten nicht allein an unsere persönliche Schande denken, sondern daran, daß der in Aussicht stehende Angriff so viele Kämpfer fordere wie nur irgend möglich. Kamen wir zu spät, so konnte dies unsere Niederlage zur Folge haben. Der Hauptmann war, wie wir alle, äußerst unruhig und besorgt. Gerade in diesem Augenblick kam indessen glücklicherweise ein zum Ingenieurkorps gehörender Mann vorüber, der uns ganz genau auseinandersetzte, wie wir Wuchia-fang finden könnten. Wir sollten nämlich durch die kleine Oeffnung gehen, die etwas weiter weg lag und wo unsere Pioniere gerade beim Ausheben von Laufgräben waren. Wir gingen nach dieser Weisung vorwärts und fanden bald unsere Annäherungsgräben. Diese gingen wir entlang, bis wir zu einer Oeffnung kamen, jenseits welcher wir vom Feinde eingesehenes Gelände durchschreiten mußten.

Wir liefen weiter, aber plötzlich kam ein Strahl vom Scheinwerfer. „Hinlegen!" wurde befohlen, und mit verhaltenem Atem warteten wir auf das Verschwinden jenes schrecklichen Lichts. Aber der Scheinwerfer wollte nicht verschwinden. Inzwischen war die Verbindung nach rückwärts abgerissen. Aber schließlich kamen wir an den Fleck, von dem wir annahmen, daß es unser Rendezvousplatz sein sollte. Wir fanden jedoch niemand von unserer Armee dort, aber dunkle Leichen waren über den Erdboden verstreut. Wahrscheinlich hatte unsere Armee sich bereits am Fuße des Ost-Paulung-Forts versammelt, wo voraussichtlich die Mitte unseres Angriffs sein sollte. Ein Blick auf die Uhr belehrte uns, daß es einige Minuten nach 1 Uhr war. Wir gaben uns furchtbare Mühe, unsere Haupttruppe zu finden, aber vergeblich. Kamen wir zu spät? Die Niedergeschlagenheit unseres Hauptmanns war unbeschreiblich, unsere Enttäuschung fürchterlich. Sollten wir wirklich diese unsere Gelegenheit, an dem allgemeinen Angriff teilzunehmen, versäumen? Der Hauptmann sagte: „Ich kann nicht einmal durch meinen Selbstmord diesen Fehler sühnen." Nicht allein er, sondern wir alle fühlten, daß, wenn es uns nicht gelänge, an der Schlacht teilzunehmen, die ganze Kompagnie für ewige Zeiten ehrlos werden würde. Und im Vergleich mit diesem Schimpf würde unser einmütiger Selbstmord nur eine Kleinigkeit gewesen sein.

Es wurden nun Kundschafter nach allen Richtungen hin ausgeschickt, aber keiner brachte irgendwelche Nachricht zurück. Wir hatten keine Zeit zu verlieren und kamen daher zu dem Entschluß, daß wir jetzt nichts Besseres tun konnten, als nach dem alten Fort von Ost-Paulung zu gehen und dort auf eigene Faust zu fechten, und daß wir dann, wenn inzwischen unsere Hauptabteilung den Kampf begonnen hätte, dort an einem für ein Eingreifen in das Gefecht günstigen Ort wären. In dem Gedanken, daß das gelegentliche Geknatter von Maschinengewehren, welches wir gehört hatten, von Paulung her kommen und daß ein Hohlweg, den wir entdeckt hatten, dorthin führen müsse, machten wir uns von Wuchia-fang durch diesen Hohlweg hindurch auf den Weg.

Ach, dieser Hohlweg! Ein enger Pfad von weniger als zwei Ken Breite. Es war der Ort, wo die 9. Division und das 7. und 9. Regiment der zweiten Reserve einen so harten Kampf am gestrigen Tage gehabt hatten. Welcher Ort des Schreckens! Keine Tragbahre, kein Medizinkasten konnte dorthin gebracht werden; die Toten und Verwundeten waren in Ecken und Winkeln aufeinandergehäuft, einige stöhnend vor Schmerzen, einige um Hilfe rufend und einige völlig ruhig, schon ohne zu atmen. Wir fanden knapp Raum zum Gehen, ohne auf sie zu treten. Es war ein höllischer Tunnel voller Toten und Sterbenden. Tasteten wir uns rechts entlang, um nicht auf einen toten Kameraden zu treten, so stießen wir einen Verwundeten auf der Linken an. Wohin wir auch im Glauben, daß es Erde sei, unseren Fuß setzten, marschierten wir über die kakhifarbenen Toten. „Tretet nicht auf die Körper!" rief ich meinen Leuten zu, aber im gleichen Moment trat ich selbst einem auf die Brust. „Verzeihung!" war die einzige Entschuldigung, die ich dem unfreiwilligerweise beleidigten Toten sagen konnte. Es war völlig unmöglich, auf diesem langen, engen, mit Leichen angefüllten Wege nicht auf unsere armen, stummen Kameraden zu treten.

Wir waren fast am anderen Ende der Schlucht angelangt; wenige Schritte weiter würden uns dicht an Drahthindernisse gebracht haben, als wir plötzlich für einen Augenblick kurz halt machten. Auf einmal begannen nämlich die feindlichen Maschinengewehre zu unserer Linken Feuer und Flammen durch das Dunkel zu speien. Jetzt hörten wir auch das Geräusch einer Artillerieabteilung, welche mit sechs Geschützen durch den gleichen Hohlweg den Paulung zu erklimmen versuchte. In diesem engen Weg drängten sich Infanteristen und Artilleristen, um dem Feuer der russischen Maschinengewehre zu entgehen.

Wir befanden uns nun am Fuße des Angriffsobjekts, aber keine Spur von der Hauptkolonne war zu finden. Welche Enttäuschung, welcher Schmerz für uns! Wo waren sie? War der erwartete Angriff aufgeschoben worden? Der Hauptmann entschloß sich nach reiflicher Ueberlegung, nach Wuchia-fang zurückzumarschieren und auf weitere Befehle zu warten. Dies war der sorgfältig abgewogene Entschluß, und wir hatten selbstverständlich, wenn es uns auch sehr schwer wurde, zu gehorchen.

Noch einmal also mußten wir den höllischen Hohlweg durchschreiten. Die Leichen der toten Kameraden, auf welche wir getreten waren und bei welchen wir uns mit Schaudern entschuldigt hatten, sollten also noch einmal mit Füßen getreten werden. Wir schauten nach den Toten und Verwundeten im Dunkel der Nacht und fanden ihre Lage noch schlimmer und beklagenswerter als vorher, weil nämlich die Artillerie nach uns durch denselben Weg gezogen war, und so waren über viele Tote und Sterbende Geschütze und Munitionswagen gefahren.

Diejenigen, welche noch schwach geatmet hatten, mußten unter den eisernen Rädern ihren letzten Seufzer tun, und die bereits Gestorbenen wurden in Stücke geschnitten. Zerschmetterte Knochen, zerrissenes Fleisch, fließendes Blut waren vermengt mit zerbrochenen Schwertern und zersplitterten Gewehren. Gab es einen scheußlicheren Anblick?

liche Satire eines Maupassant den Weg zu den Liebesepisoden des heutigen Krieges, wenn er die opfernden Abenteuer seiner dicken Patriotin, der boule de suif, dem Philistergeschmeiß zum Trotz verherrlicht.

Aber in aller Vergangenheit gesellt sich natürlich und aufrichtig zum Kriege das Weib. Selbst der alte Germane, der sein treu geliebtes Weib und die Kinder auf seine Kriegszüge mitnahm, erleichterte sich den Heldentod, indem er an die unvergleichlichen Umarmungen dachte, mit denen die Walküren die Tapferen im Walhall beglücken. Und dem Türken würde sein tapferer Fatalismus des Sterbens weniger selbstverständlich erschienen sein, wenn er nicht in dem Glauben die Erde verlassen hätte, im Paradies die guten und großäugigen Mädchen auf grünen Kissen zu finden, die Huris, die weder ein Mann noch ein böser Geist je berührte.

In einer eben erschienenen Schrift „Das Dirnenwesen in den Heeren und seine Bekämpfung (Leipzig bei J. A. Barth) gibt der Garnisonsarzt der Festung Köln Dr. Haberling in übersichtlicher Zusammenfassung eine kleine Weltgeschichte der Prostitution im Kriege (auch in den Friedensgarnisonen), die in eine Reihe von Vorschlägen zur Unterdrückung der Geschlechtskrankheiten in den kriegführenden Heeren mündet. Ueber diese ärztlichen Vorschläge soll hier nicht diskutiert werden. Aber die kulturgeschichtlichen Ergebnisse dieser Wanderung durch Zeiten, Völker und Kriege mögen kurz angedeutet werden; auch sie beweisen, daß die Unlösbarkeit des Problems der Prostitution im Kriege und im Heere erst recht bisher aller Maßnahmen gespottet hat.

In den asiatischen Feldzügen der alten Zeit schleppten die Heere ganze Armeen von Frauen mit. Ein Perserkönig zog nicht in den Krieg, ohne für sich allein einige hundert Flötenspielerinnen mitzunehmen. Alexander der Große fand nach der Schlacht bei Issus im Jahre 333 v. Chr. 329 Musikantinnen im Lager des Königs Darius, die nun den Siegern preisgegeben wurden. Nur bei den Juden scheint den Dirnen der Eintritt ins Kriegslager verboten gewesen zu sein. Dagegen finden wir im Lager der homerischen Helden Altgriechenlands ein holdes Gewimmel schöner Sklavinnen und Hetären. Auch später zogen Dirnen zahlreich in den griechischen Heeren mit. In dem militärischen römischen Reich wurden die Weiber grundsätzlich von den Heeren ausgeschlossen. Das hindert aber nicht, daß ein eifriger Verkehr stattfand. Sprichwörtlich ist ja das Leben in Capua geworden, durch dessen liebenswürdige Mädchen die karthagischen Krieger Hannibals zerrüttet wurden.

Im frühen Mittelalter fehlt die Dirne im Heere. Erst mit den Kreuzzügen beginnt jenes tolle Treiben, das in den Landsknechtszeiten des dreizigjährigen Krieges seine höchste Steigerung erreicht. Die Dirnenschwärme, die die Kreuzfahrer ins heilige Land begleiteten, waren unübersehbar; vielfach entlaufene Nonnen. Allein im Gefolge Gottfried von Bouillons sollen 2000 Frauen gewesen sein. Bald beginnen auch die unzähligen ebenso grausamen wie vergeblichen Strafverordnungen gegen das Dirnenwesen in den Heeren; übrigens wurden im Gegensatz zu den Christen die Türken als enthaltsam geschildert. Barbarossa befahl, als er 1158 gegen Mailand zog, daß jedem Weibe, das im Heere betroffen würde, die Nase abgeschnitten werden sollte. Aber die Dirne triumphierte.

Mit der Ausbildung des Landsknechtswesens begannen die Heere mehr aus Frauen als aus Männern zu bestehen. Zugleich breitete sich Ende des 15. Jahrhunderts durch die Kriegszüge die Syphilis in ihrer furchtbarsten Form aus, die seitdem nicht ausgerottet werden konnte. Von dem Kriegszug des französischen Königs Karls VIII. nach Italien schleppten die Söldner die Seuche in alle Länder.

Dem Landsknecht war die Dirne eine opferwillige Gefährtin. In einem Gedicht wird geschildert, wie nützlich „wir Huren" dem Heere sein:

Kochen, segen, waschen; und wer
Krank ist, dem warten wir dann auff.
Wir Huren und Buben sind ein Gsind;
Ob wir schon werden übel geschlagen,
So thun wir's mit dem Landsknecht wagen,
Vor uns ist auffzuheben wohl!
Wenn man raumen und graben sol,
Braucht man uns das Holz zu tragen;
Thun wir's nicht, so werden wir geschlagen.

Unter den deutschen Landsknechten war das Dirnenwesen am stärksten entfaltet. Hier blieben die vielen Verbote auch glimpflich. Dagegen verfügte man in anderen Ländern die grausamsten Strafen: Spießrutenlaufen, Folterungen, Austreibungen und jeglicher Schimpf wurde den armen Wesen angedroht und zugefügt. Aber alle Strafen und Verbote blieben erfolglos. Am Ende des dreißigjährigen Krieges waren bei der kaiserlichen und bayerischen Armee 40 000 Soldaten, aber der Frauentroß zählte 140 000 Personen; auch die Soldatenkinder wurden mitgeschleppt. Vielfach wurde verfügt, daß man nur mit ehelich verbundenen Weibern im Heere zusammenleben dürfe; die Folgen waren massenhafte Heiraten, aber an den Verhältnissen selbst wurde nichts geändert.

Als dann im 17. und 18. Jahrhundert ein seßhaftes Garnisonsleben entstand, traten die verheirateten Soldatenfrauen an die Stelle der Dirnen, aber deren soziales Los war fast noch schlimmer als das der wilden Buhlerinnen. Die legitimen Soldatenkinder verfielen dem Elend und der allgemeinen Verachtung. Die ersten ordentlichen sanitären Maßnahmen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat Napoleon I. im Heer eingeführt; die Syphilis war bei den französischen Besatzungen in Deutschland am Anfang des 19. Jahrhunderts außerordentlich verbreitet. 1806 waren sämtliche Kavalleristen des Generals Wrede in Potsdam infiziert; 200 Potsdamer Dirnen wurden als krank befunden.

Die Dirnen, die einst unter dem „Hurenweibel" militärisch organisiert waren, sind im Laufe des 19. Jahrhunderts aus den Heeren verschwunden; aber die Prostitution blieb in ihrer Umgebung leben. Die Strafbestimmungen wurden allmählich als sinnlose Grausamkeiten beseitigt. Heute hat der Arzt das Wort — auch im Kriege!

Gibt es Kriegspsychosen?

Die Erfahrungen der letzten Kriege, besonders des russisch-japanischen, haben zu der Annahme geführt, daß die Zahl der geistig Erkrankten in einem modernen Kriege sehr groß sein würde. Deshalb ist bei den kriegssanitären Vorbereitungen von vornherein darauf Rücksicht genommen. So wurde in Straßburg außer der psychischen Klinik ein besonderes Lazarett für Militärpsychosen in Aussicht genommen. In der Feldärztlichen Beilage der Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 3. November berichtet Dr. Wollenberg über die in den ersten sechs Kriegswochen daselbst gemachten Erfahrungen. Er teilt die behandelten Kranken in drei Gruppen ein: solche, die schon in der Mobilmachungsperiode krank wurden, solche, bei denen die Erkrankung während der kriegerischen Operationen selbst zum Ausbruch kam, und solche, bei denen die nervösen Störungen sich erst während des Wundbetts oder Krankenlagers einstellten. Bei der ersten Gruppe handelt es sich im wesentlichen um Alkoholdelirien mit tiefer Bewußtseinsstörung sowie um Erregungszustände mit schweren Angstaffekten, z. B. spielt der Gedanke, für einen Spion gehalten und erschossen zu werden, eine große Rolle. Es waren das alles militärisch untüchtige Elemente, deren sich der Heeresorganismus gleich zu Beginn mit großer Sicherheit und Schnelligkeit entledigte. Da in Elsaß-Lothringen der Landsturm sofort mit aufgeboten wurde, ist es selbstverständlich, daß eine Anzahl gesundheitlich und sozial unsicherer Elemente, die plötzlich in ganz ungewohnte Verhältnisse versetzt wurden, sich bald als unbrauchbar erwiesen.

In der zweiten Gruppe kamen einige Fälle vor, in denen die Aufregungen und Schrecknisse des Kampfes ganz unmittelbar psychische Störungen hervorgerufen hatten. Es handelte sich um hysterische Schreckpsychosen mit dramatischer Reproduktion gewisser Schlachterlebnisse, also Störungen, die auch sonst nach schweren Katastrophen beobachtet werden. Zahlreich waren die psychisch-nervösen Störungen, die auf Erschöpfung beruhten, wobei zu den bekannten geistigen und körperlichen Zeichen der Uebermüdung merkwürdige Sinnestäuschungen des Gesichts hinzutraten. So berichtet ein Offizier, daß er nach sehr anstrengenden Kampftagen Gesichtshalluzinationen gehabt habe, die ihn sogar beinahe zu falschen Meldungen und unzweckmäßigen Anordnungen veranlaßt hätten. Ein plötzlich eintretender Anfall von Ohnmacht oder Bewußtlosigkeit hatte in anderen Fällen ein neurasthenisches Krankheitsbild eingeleitet. Es traten sehr mannigfache Krankheitsbilder auf, auch eins, das man wohl am besten als neurasthenische Depression bezeichnen kann, die sich bei Leuten zeigte, die sehr schwere, meist wochenlang fortgesetzte Kämpfe im Gebirge durchgemacht hatten, während deren sie kaum je zur Ruhe gekommen waren. Sehr lange konnten sie die Vorstellung des Schlachtfeldes nicht los werden. Sie hatten die Empfindung, als käme jemand hinter ihnen her, als sähen sie Feinde heranschleichen usw. Die verzweifelte Stimmung besserte sich stets nach einiger Zeit, doch blieb die unausgesprochene krankhafte Uebererregbarkeit. Eine andere Entstehung haben die Fälle, in denen die Leute durch den Luftdruck platzender Granaten zu Boden geworfen wurden, ohne zunächst einen irgend erkennbaren Schaden davonzutragen.

Die Fälle der dritten Gruppe betreffen solche Kranke, die im Zusammenhang mit einer Verwundung eine ausgesprochene Ueberempfindlichkeit aufweisen. Es handelte sich dabei meist um die Verletzung peripherer Nerven. Als Resultat der Beobachtung ergibt sich, daß es eine besondere, für den Krieg spezifische Geisteskrankheit nicht gibt. Die Anstrengungen, die Gemütsbewegungen, der ungenügende Schlaf, die unregelmäßige und zum Teil ungenügende Ernährung sind Schädlichkeiten, die auch sonst als Ursache von psychisch-nervösen Störungen wohl bekannt sind. Sie treten im Krieg nur durch ihre besondere Intensivität und Zahl hervor. Auch die durch sie hervorgerufenen Krankheiten sind nicht von den im Frieden beobachteten Formen verschieden, sondern nur durch eine gewisse Kriegsfärbung ausgezeichnet. Das Beobachtungsmaterial ist ja etwas einseitig insofern, als es sich nur auf einen verhältnismäßig kleinen Abschnitt des Kriegsschauplatzes bezieht und nur die Fälle berücksichtigt, die einem großen Krankensammelplatz wie Straßburg zuströmen, nicht auch die in der Front vorkommenden Krankheitsfälle. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sich dort etwas prinzipiell verschiedenes herausstellen würde.

Wir gingen zum Eingang des Hohlweges zurück und warteten dort ein wenig, als schließlich eine Gruppe schwarzer Schatten nach dem anderen durch das Dunkel herankam. — Es war unsere Hauptkolonne! Unsere Freude war grenzenlos. Wir erfuhren, daß es ihr nicht möglich gewesen war, zur verabredeten Stunde den Sammelplatz zu erreichen, weil ihr Marsch unausgesetzt durch die feindlichen Scheinwerfer gehindert wurde. Wir atmeten erleichtert auf, als wir so schließlich unsere Truppe wieder erreichten, und freuten uns über die Aussicht, mit ihr den Vortrupp beim ersten allgemeinen Ansturm zu bilden. Der Ort jedoch, wo wir uns trafen, schützte uns weder gegen feindliches Feuer, noch war er geräumig genug zum Aufmarsch von so vielen Menschen; es war lediglich ein durch einen Steilabfall gegen die Sicht des höher befindlichen Gegners geschützter Platz. Unter den hier befindlichen Offizieren befand sich Major Matsumura, der sich bei Taku-shan nach dessen Einnahme durch unsere Armee dadurch besonders ausgezeichnet hatte, daß er den feindlichen Gegenangriff aushielt und ihn zurückschlug. Bei jener Gelegenheit hatte er seinen rechten Fuß verrenkt, wollte aber keine ärztliche Hilfe für eine so geringfügige Verletzung, wie er es nannte, in Anspruch nehmen und tat seinen Dienst als Bataillonskommandeur immer noch weiter, indem er sich auf einen Stock stützte. Auch in dieser Nacht litt er noch an dem Fuß, aber er hielt sich mit Hilfe eines Weidenknüppels aufrecht und marschierte an der Spitze seines Bataillons.

Als er sich an meiner Seite niedersetzte, sagte er: „Endlich ist unsere Zeit gekommen!" —

Hauptmann Segawa, welcher seinem jüngeren Bruder bei Taku-shan so traurig Lebewohl gesagt hatte, kam vorbei mit einem Patronengürtel und einem Gewehr in der Hand. Ich fragte ihn, warum er so seltsam ausgerüstet sei, worauf er berichtete, daß er bei einem Patrouillengang in der vergangenen Nacht sein Schwert verloren und sich deshalb wie ein gemeiner Soldat bewaffnet habe. Alle Offiziere kamen hier zusammen, wünschten sich gegenseitig guten Erfolg und plauderten eine Weile gemütlich miteinander. Wenige Stunden darauf waren außer Major Matsumura und mir alle tot.

Jedesmal, wenn ich daran denke, ist es mir, als ob ich ihre Gesichter sähe und ihre Stimmen hörte. Brave Kameraden! Arme Leute! Mein Herz ist voll seltsamer Gefühle im Gedanken an sie.

Kleines Feuilleton.

Guter Mond, du gehst so stille . . .

Heine sagt von irgend einer Episode, sie wäre so hübsch, daß sie verdiene, mit goldenen Lettern auf ein Kissen gestickt zu werden. Jetzt macht ein Geschichtchen die Runde durch die Thüringer Blätter, das auch beinah wert ist, festgehalten zu werden, damit in diesen trüben Tagen ein wenig harmlose Fröhlichkeit aufglimmen mag wie ein Sonnenstrahl im Nebel — wenn auch nur für Augenblicke:

„Als in einem Café die Nachricht bekannt wurde, daß die türkische Flotte russische Schiffe versenkt habe, da verlangte das begeisterte Stammpublikum von dem Kapellmeister, der den ganzen Abend abwechselnd „Die Wacht am Rhein" oder den „Ruf wie Donnerhall" hatte erschallen lassen, stürmisch die türkische Nationalhymne. Ein Augenblick tiefsten Nachdenkens, Geflüster zwischen dem Dirigenten und seinen Musikern . . . dann tönte es sehr langsam und feierlich getragen, vibrierend über Zigarettenrauch und Kaffeeduft hinweg: „Guter Mond, du ge—eh—st so—o sti—i—lle . . .".

Andachtsvoll erhob sich die patriotische Caféhausgesellschaft, ergriffen lauschte sie den exotischen Klängen, stehend hörte sie die verhallende Melodie zu Ende . . . Erst nachher kam dem einen oder anderen die Sache so merkwürdig bekannt vor. Aber da war es zu spät, und keiner verriet 'was. . . .

Märkische Perlen.

Es handelt sich um künstliche Perlen, die aus Tieren der Mark Brandenburg gewonnen werden. In dem bei Karl Siegismund soeben erschienenen sehr reichhaltigen Groß-Berliner Kalender berichtet Karl Eckstein über diesen interessanten Industriezweig. Die märkischen Perlen stammen von einem Fischchen, dem Ukelei oder Uecklei, Alburnus lucidus. Dieser gesellig an der Wasseroberfläche langsam fließender und stehender Gewässer lebende Fisch, der 10 bis 20 Zentimeter lang wird, ist am Rücken blaugrün, an den Seiten und am Bauch silberglänzend weiß. Der Silberglanz beruht auf dem Vorhandensein von stäbchenförmigen Kristallen, deren Substanz man als Guanin bezeichnet; die Kristalle behalten ihren Glanz auch, wenn sie von den Schuppen und der diese bedeckenden Haut losgelöst werden, und um ihres leuchtenden Schimmers willen werden sie zur Herstellung künstlicher Perlen benutzt.

Man fängt die Uckelei zur Herbstzeit, besonders im Grimnitzsee, nicht weit von Hubertusstock. Durch einen einzigen Zug des engmaschigen Netzes werden viele Hunderte und Tausende der Fischchen gehoben; sie werden sofort verarbeitet, wobei man zunächst die Fische im See in großen Netzen lebend erhält, bis sie nach Bedarf in einen großen Holzschuppen gebracht werden. Sobald sie aus dem Wasser genommen werden, sterben die Fischchen sehr rasch. Eine große Anzahl von Frauen sitzt in der Schupperei und schabt mit breitklingigen scharfen Taschenmessern die silberglänzenden Schuppen des Bauches und der Körperseiten ab. 5 bis 8 Fischchen ergeben eine Messerklinge voll Schuppen, die dann von dem Messer mit dem Finger in eine Tasse gestrichen werden. Es dauert einen halben Tag, bis eine solche Tasse voll Schuppen ist.

Die Gesamtmenge der Schuppen wird in Schüsseln gemischt, geknetet und mit Reiserbesen geschlagen, bis die Masse flüssig ist. Diese bleibt dann 6 bis 8 Stunden stehen, um zu pökeln, und darauf wird sie in die Presse gebracht bis die Flüssigkeit ausgetrieben ist. In 10-Pfund- oder 30-Pfund-Büchsen geht dann diese Masse in die Perlenfabriken. Hier werden die Schuppen in Porzellanschalen unter Zusatz von Wasser gerieben und dann gefiltert, so daß schließlich nur die Silberglanzkristalle übrig bleiben, die durch Behandlung mit Ammoniak von anhaftenden Hautresten befreit und in Flaschen gesammelt werden. Dann ist die „Perlen- oder Fischschuppenessenz" fertig, von der etwa 40 000 Uckelei 1 Kilogramm liefern. Dieses mühsam gewonnene und teure Produkt, das einen prachtvollen Silberglanz verleiht, wird nun zu Perlen verarbeitet. Eine Menge von geschmolzener Gelatine und Perlenessenz wird in Form eines Tropfens vermittels einer spitz auslaufenden Glasröhre in eine Glaskugel gebracht und auf deren Innenfläche durch geschicktes Drehen verteilt. Werden diese dünnwandigen Glaskügelchen mit Metallpulver noch getrocknet, so sind sie zu künstlichen Perlen geworden, die dann zu Perlenketten aufgereiht werden. Diese Ketten sind je nach der Schönheit der künstlichen Perlen im Preise höchst verschieden; neben ganz billigen gibt es auch solche zu 100 bis 700 M.

Waffenstillstand.

Der Krieg, der auf Vernichtung des Gegners zielt, führt doch notgedrungen wieder zu Abmachungen, die dem Schutz des Lebens dienen. Ein eigenartiges Uebereinkommen hat sich zwischen den Schützengräben gebildet. In der „Frankf. Ztg." wird es so dargestellt:

Die Schaufel spielt heute im Kriege eine früher ungeahnte Rolle. Das Kampfesgetriebe beruht und stützt sich gerade bei den Kämpfen, die als Entscheidungsschlacht zwischen Aisne und Marne seit Wochen ihren Mittelpunkt haben, auf die Arbeit der Schaufel, mit der Schützengräben und Artilleriestellungen geschaffen werden, die widerstandsfähiger sind als die mit wenigen Schüssen unserer 42 Zentimeter-Mörser fallenden Sperrforts von Manonviller und Camp des Romains. Daß aber die Schaufel jetzt auch das weiße Tuch zwischen den feindlichen Parteien zu ersetzen vermag, war mir etwas Neues und verdient, mag auch das ästhetische Moment dabei nicht jedem zu Sinn stehen, der Nachwelt bekannt zu werden.

Tage- und wochenlang liegen unsere Soldaten in von der Schaufel geschaffenen Schützengräben, einer bis zu 2 Meter tiefen, 1—1½ Meter breiten langgezogenen Erdhöhle, aus der nur der Gewehrlauf hervorsieht. Hebt sich nur eine Helmspitze, so feuert der Feind. Die Aerzte merken es an der Häufigkeit der Kopfschüsse, die so manchem unvorsichtigen Krieger die Laufbahn vernichten. Aber das Leben im Schützengraben ist eben doch das menschliche Leben mit seinen Anforderungen an geistige und körperliche Aeußerungen. Der Soldat sucht sich nach Möglichkeit diese Höhlenwohnung gemütlich einzurichten. Stühle und Sessel aus den benachbarten Häusern werden herbeigeschafft; Bilder aus illustrierten Zeitungen, auch wohl einmal ein irgendwo „gefaßter" gerahmter Oeldruck beleben die Wände. Und in so schön gestalteten Wohnungen sollen sich Dinge vollziehen, die man im bürgerlichen Leben still in geheime Gemächer zurückdrängt? Da hilft wieder die Schaufel.

Aus dem Schützengraben der einen Seite — beide Parteien liegen sich hier oft nur in einer Entfernung von 200—100, selbst 80 Meter gegenüber — erhebt sich, dem Feind erkenntlich, eine Schaufel: Man versteht sich. Auf der anderen Seite das gleiche Bild: Und wenn beide Schaufeln aufgerichtet sind, dann tritt ein stillschweigendes Uebereinkommen in Kraft. Aus dem Graben entwindet sich eine menschliche Gestalt . . . Nach einigen Minuten kehrt sie zurück. Die Gewehre haben so lange geruht. Die Schaufeln sinken wieder herab. Jetzt wehe dem, der sein Haupt oberhalb des Grabenrandes zeigt!

Musik.

Theater des Westens: Don Cesar von Rudolf Dellinger. Was so während der letzten Jahre „Operette" genannt wurde, war bei Licht besehen nichts mehr als eine Tanzkarte geschmacklosester Art — eine Stilwidrigkeit ohne gleichen. Alles Ankämpfen dagegen schien vergeblich. Erst dem Kriege war es vorbehalten, jenes greuliche Modeprodukt mit einem Schlage außer Kurs zu setzen. Nunmehr wird die „Operette älterer Ordnung" wieder zu Ehren kommen. Mit „Don Cesar" wurde bereits begonnen. Mochte Dillinger, der nach langjähriger Wirksamkeit als Kapellmeister an der Dresdener Hofoper dem Wahnsinn und einem frühen Tode verfiel, auch noch so unverhüllt den Spuren Millöckers u. a. Operettisten folgen — immerhin gab er, neben ihnen, doch auch genug des reizvollen Eigenen. Das Ständchen „Komm herab o Madonna Therese" oder mancherlei „Schmachtfetzen" im ersten Akt zählen ja dahin weniger. Aber die Musik im zweiten, höchst dramatisch gestalteten Akt, der Glockenchor, das Weinlied und das Couplet der Donna Uraca von den reizenden Männern im Schlußakt sind entschieden glückliche Einfälle.

Die Aufführung des Werkes — wenn man absieht von der etwas abgeblaßten Ausstattung und von einer zuweilen überhasteten Temponahme durch den ja bereits von der Sachseschen Sommeroper her geschätzten Dirigenten Alfred Schink — stand unter guten Sternen. Alfred Kutzner zumal entfaltete als Don Cesar einen Glanz an stimmlichen wie darstellerischen Mitteln, der gerade hinreißend wirkte. Desgleichen hatten am Erfolg des Ganzen aber auch die Herren Franz Groß, Poldi Deutsch und Theo Siegmund, sowie die Damen Poldi Augustin und Rosy Werginz reichlichen Anteil. ek.

Notizen.

— Der „Kater Lampe" des verstorbenen Genossen Rosenow ist am Sonnabend in das königliche Schauspielhaus eingestiegen. Ob man ihn vorher kastriert hatte, wissen wir nicht, weil wir nicht da waren. (Die Hofbühnen laden uns nicht ein — da sie noch Parteien kennen.) Vielleicht spielt man nun am Gendarmenmarkt auch „Die im Schatten leben", nämlich wenn das Verbot dieses Rosenow, das bekanntlich für Berlin noch gilt, aufgehoben wird. Lieber wäre es uns freilich, man überließe ihn der Freien Volksbühne, die bisher vergeblich gegen die Polizeizensur gekämpft hat.

— Vorträge. Karl Lamprecht, der Historiker der Leipziger Universität, wird am Dienstagabend 8 Uhr in der Urania über „Die deutsche Kultur und die Zukunft" sprechen.

— Musikchronik. Im Schillersaal Charlottenburg findet am Bußtag ein Geistliches Konzert statt. Karten sind an der Kasse des Schiller-Theaters Charlottenburg zum Preise von 60 Pf. und 1 M. einschließlich Garderobe und Programm zu haben.

— Der Film gegen die Kriegslügen. Die „Frankfurter Zeitung" empfiehlt, allerlei Films herzustellen, die dem neutralen Ausland beweisen sollen, daß die Deutschen keine Barbaren sind, daß die Gefangenen es bei ihnen gut haben usw. usw. Aber das Blatt entwertet seinen Vorschlag selber durch den Hinweis darauf, daß z. B. in London „von verschiedenen Kinos dem Volke in gefälschten Aufnahmen Schauergeschichten vorgeführt werden, wie deutsche Soldaten Verwundete mißhandeln und massakrieren, wie sie in einem mit dem Roten Kreuz bezeichneten Wagen Maschinengewehre und Kanonen versteckt haben usw." Was soll man also machen, wenn das neutrale Ausland uns nicht glauben will? Es wird unsere Films einfach auch als gefälscht bezeichnen!

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.